

Zeitschrift:	Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber:	Schweizer Heimatschutz
Band:	92 (1997)
Heft:	1
Artikel:	Der unbekannte Bekannte : zum 200. Geburtsjahr von Jeremias Gotthelf (1797-1997)
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-175765

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

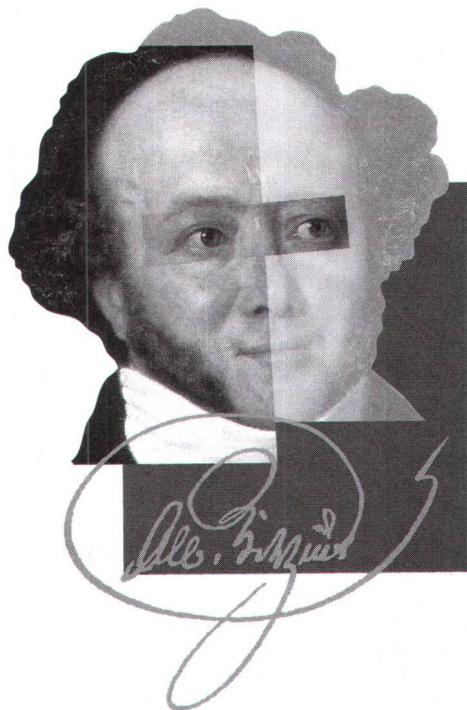
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der unbekannte | Bekannte |



«Es traten eines Sonntagsabends zwei gut angezogene Menschen in die Gaststube, nicht mehr ganz jung, hatten ein halbgelehrtes Aussehen; der eine war schwarzbraun, der andere flachhaarig, der eine trank seinen Wein aus einem Bierglas, der andere aus einem Spitzglas. Sie begannen bald mit einem Bauern eine Unterhaltung in einer Sprache, von der man nicht recht wusste, war es Berndeutsch in Hochdeutsch verwandelt oder Hochdeutsch in Berndeutsch. Sie frugen, wie man zufrieden sei mit der gegenwärtigen Regierung. Meine Bauern, diplomatisch vorsichtig, wie sie waren, zuckten die Achseln und brauchten die gewöhnliche Redensart: Man müsse zufrieden sein, dass es nicht

noch schlechter ginge, besser könnte es aber auch gehen. Jene lachten auf und sagten, das meinten sie auch, aber kaum schlechter; die neuen Regenten seien gerade wie die alten, sie hätten das Volk vergessen und dächten nur an sich. Man solle nur bedenken, was in der Verfassung versprochen worden und was man gehalten. Das Volk sei unterdrückt, ja, und von Lasten erdrückt. Habe man etwa den Zehnten abgeschafft, wie in der Verfassung versprochen worden und der ehrenfeste und treue W. von U. so bündig auseinandergesetzt? Habe der Staat die Armen übernommen, wie verheissen worden? Hätten sie etwas von den reichen Stadtgütern erhalten, die im Lande zusam-

Mit zahlreichen Veranstaltungen wird dieses Jahr des 200. Geburtstages von Albert Bitzius, alias Jeremias Gotthelf, gedacht. Lange einfach als «Bauernschriftsteller» abgetan, reihen heute Sachverständige den wortgewaltigen Pfarrer von Lützelblüh neben die grössten Dichternahmen wie Shakespeare, Balzac, Dostojewski, Dickens, Hebbel oder Rousseau ein. Als genauer Beobachter und Schilderer seiner Umgebung und als unbequemer Sozialkritiker ist er zeitlos. Das nachstehende 40. Kapitel seines autobiographischen «Bauernspiegels» vermittelt auf engstem Raum die Bandbreite seines Denkens und Kämpfens, seiner Aktualität und gestalterischen Kraft.

mengestohlen worden? Von dem allem sei nichts geschehen und werde nichts geschehen, solange diese Volksverräter an der Spitze stünden, aber die müssten runter, es gebe noch andere Leute, die es mit dem Volke besser meinten.

Die Bauern horchten hoch auf, das Ding gefiel ihnen, jeder rechnete schnell nach, wie viel ihm das jährlich ziehen müsste, und dass das alles verheissen sei, zweifelten sie keinen Augenblick, bewiesen jene zwei Volksfreunde es ja mit der Verfassung, die ihnen noch nie so schön und verständlich ausgelegt worden war. Sie gaben ihren Beifall zu erkennen, doch nur mit halben Wörtern, und liessen einige Äusserungen laufen gegen einzelne Regenten. Nun war

jenen Herren noch mehr angeholfen, der Weisshaarige kam in neues, grösseres Feuer, während der Andere unvermarkt hinausging. Er rückte den Bauern immer näher, aus dem Bierglase verschwand der Wein immer schneller, er kümmerte sich aber gar nicht darum, welches seine Flasche sei, er schenkte sich ein aus jedem Schoppen, jeder Halbi, welche er fassen konnte, und wenn die Wirtin den Eigentümer fragte, ob sie noch eine geben solle, so sagte der Begeisterte: «Versteht sich!» Er verstieg sich immer höher und erklärte ihnen den eidgenössischen Verfassungsrat, wie die ganze Schweiz eins werden, alle Kantönlein runter müssten; dann müsse man die neuen Regenten ausja-

gen und die bessern wählen, wo man sie fände, seien es Griechen oder Türken, Italiener oder Polacken; dann müsse man allen Tyrannen den Garaus machen, Deutschland, das herrliche, frei schlagen und dem verfluchten Frankreich den Krieg erklären.

Mit den Augen sahen meine Bauern ihrem Wein nach, wie der verschwand; mit den Ohren hörten sie viele Dinge, die sie nicht verstanden, aber doch von Polacken und Krieg, und von beiden wollten sie nichts. Ihr voriges Zutrauen verschwand. So sehr ihnen der erste Teil gefallen hatte, so sehr missfiel ihnen der zweite und obendrein besonders die ungenierte Gütergemeinschaft. Einer meinte, der Krieg, der sei ihm gar nicht anständig; er hätte zwei Buben unter den Auszügern, die er lieber daheim hätte als im Krieg, wo sie sterben könnten, und dann sei es noch gar nicht gewiss, dass man gewinne, er kenne die Franzosen, das seien Teufelsbuben. Er sei kein rechter Schweizer, meinte der Redner, ein echter Schweizer gebe ein Dutzend Söhne hin für die gute Sache und frage nicht nach Haus und Gut, wo es sich um Freiheit handle. Übrigens könne nur ein dummer Kerl am Sieg zweifeln, wo solche Leute an der Spitze seien; der berühmte P. Prediger sei es, der die Proklamationen schreibe, und ein noch berühmterer Mann, der mit jenem P. Prediger jetzt wie zwei Finger an einer Hand sei, werde den Proviant liefern. Das seien aber auch Patrioten!

Der Proviant mahnte ihn an den Wein, und seine Hand haschte schnell nach einer Flasche. «Uhä!» sagte der Eigentümer und hielt sie oben fest, «wed Wy treiche wotsch, su häb sälber!» «Verfluchter Bauernlümmel, willst du gehen lassen?» fuhr

der Durstige wild auf und hob die Faust. «Schlach nur zue, du bist o vo dene Donnre eine, wo d'Lüt ufreise für chönne z'schmarotze, mi sott ech zTod schla wie dFleuge.» «Was, du Hund, du gönnt mir den Tropfen Wein nicht, du Esel weisst gar nicht, was Freiheit ist!» Aber sie hatten nun genug Esel, Hund, Lümmel gehört; eine Menge Ehrentitel gaben sie ihm zurück und schoben ihn der Tür zu, wie wild er sich gebärden und um sich schlagen mochte. So wie man an dieselbe kam und die Wirtin dienstfertig öffnete, kam durch den Gang herein anderer arger Lärm. Der zweite Herr, der aus dem Spitzglase getrunken hatte, wehrte sich, so gut er konnte, gegen drei Mägde mit Besen und Scheitern, die wütend auf ihn zuschlügen und ihm alle Schande sagten. Während der Eine in der Stube die Bauern und ihren Wein bearbeitete, war der Andere den Mädchen nachgeschlichen, besonders dem ältesten Kind im Haus, hatte Unziemliches versucht und wurde trotz seiner begütigenden Gebärden durch das Weibervolk selbst gezüchtigt. Die beiden Gesellen wurden zuerst einander in die Arme und dann zum Hause hinaus geworfen. Dort belästerten sie noch lange, schrieben ein Weh nach dem anderen den Bauern zu, drohten mit ihren bekannten Freunden, der eine werde ihretwegen Anzeige vor dem Grossen Rat machen, der andere sie in Verschiss tun lassen in der ganzen Eidgenossenschaft. Die chönen ihnen alli chüderle, meinte einer und hetzte seinen Hund auf sie. Da gaben sie Fersengeld, und man sah sie nicht wieder.

Das seien ihm Donnersbuben, meinte ein alter, dicker Bauer, der auch Hand angelegt und ob der ungewöhn-

ten Anstrengung schier nicht schnuppen konnte. Die hätten doch anfangs so schön tun können, dass man ihnen alles glauben müssen; es sei aber recht gut, dass sie gezeigt, wer sie eigentlich seien, wie es in der Bible heisse, Wölfe in Schafskleidern, die hätten die Kräuel zu früh hervorgelassen, sonst hätten sie einen noch können verführen. Seiner Lebtag wolle er solchen Hudelbuben nicht mehr glauben, von denen man nicht wüsste, woher sie kämen und wer sie wären und ob sie etwas hätten. Das sei denen nur darum zu tun, die Leute hinter einander zu reisen, und währenddem gingen sie einem hinter den Wein und hinter d'Meitscheni und am Ende hinter alles, was man hätte. Er könnte nicht begreifen, wie witzigere Leute ganz gleich reden wie die und gemeine Sache mit ihnen machen. Dahinter müsse etwas stecken, das er nicht begreife. «Bei dem allem ist es aber schade, dass es nicht so kommt, wie sie im Anfang versprachen», fiel einer

ein, «ich habe mich schon gefreut und wollte daraufhin meiner Alten eine Halbe vom Bessern heimbringen, jetzt kann sie warten; wenn ich keine Zehnten und Tellen mehr zahlen müsste, so brächte es mir wenigstens hundertfünzig Kronen jährlich, und wenn wir noch teilen könnten, vielleicht ein paar tausend Pfund.» «Du Narr, glaubst du, das Teilen käme an uns?» polterte einer. «Hast du gesehen, wie die teilen, wo er dir deine Halbe fast allein gesoffen hat? Du kriegst nicht nur nichts, sondern müsstest noch geben, was du hast, und deine Buben in Krieg schicken, und deine Meitscheni wären auch niene sicher. Wenn mehr so einer kommt, so wollen wir ihm grad von Anfang, ehe er uns die Gringe gross und das Maul wässrig gemacht hat, das seine schoppen, dass er das Reden vergisst.»